

"Partnerschaft auf Augenhöhe"? - ein Denkanstoß

Kurt Hirschler

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen einer 'Partnerschaft' und einer 'Partnerschaft auf Augenhöhe'? Der Zusatz mit der 'Augenhöhe' findet sich zunehmend hinter den institutionalisierten Beziehungen zwischen Gruppen, Organisationen etc. in Deutschland und Tanzania. Als ob es nicht genügte, von 'Partnerschaft' zu sprechen, von Schulpartnerschaft, Kirchenpartnerschaft oder Städtepartnerschaft. Setzt 'Partnerschaft' nicht eine gleiche Augenhöhe voraus?

Interessanter Weise sucht man den 'Augenhöhen'-Zusatz bei Partnerschaften mit Schulen, Kirchengemeinden oder Städten in Frankreich, Russland oder den USA vergebens. Offensichtlich wird hier eine gleiche Augenhöhe vorausgesetzt. Doch warum wird die Augenhöhe bei Beziehungen mit afrikanischen PartnerInnen so sehr betont? Wird hier die gleiche Augenhöhe vielleicht nicht vorausgesetzt?

Es ist in der Tat in Deutschland weit verbreitet, Afrika, Afrikanerinnen und Afrikanern die 'Augenhöhe' abzusprechen; Man blickt hierzulande nur zu schnell auf Afrika herunter. Wenn in Deutschland über Afrika gesprochen wird, findet meist eine Reduzierung auf Armut, 'Unterentwicklung' und Hilfsbedürftigkeit statt. Dem entsprechend wird auch die Rolle der deutschen 'PartnerInnen' definiert: Als Helfende, Wohlmeinende, Entwickelnde.

Auch in der 'Partnerschaftsszene' mit Tanzania ist das nicht anders. Die meisten dieser so genannten Partnerschaften manifestieren sich in 'Projekten' mit deren Hilfe die Lebensbedingungen der PartnerInnen in Tanzania verbessert, Armut und 'Unterentwicklung' überwunden werden sollen.

Schnell sind Spendenkonten eingerichtet, und in zahlreichen Veranstaltungen und Kollekten wird Geld für die Projekte gesammelt. Dabei wird mit dem Finger auf die tatsächlichen oder vermeintlichen Probleme bei den PartnerInnen gezeigt, für deren Bewältigung man sich tatkräftig engagiert.

Doch eine Partnerschaft ist ein gegenseitiger Prozess und setzt auch die Reflexion über sich selbst voraus. Und bekanntlich zeigen drei Finger auf einen selbst zurück, wenn man mit einem Finger auf andere zeigt. Und diese drei auf uns selbst gerichteten Finger sollten wir nutzen, nicht immer nur auf Veränderungen bei den Menschen in Tanzania zu zielen, sondern uns selbst zu hinterfragen: Haben WIR vielleicht ein Problem? Warum wähen wir Afrika, Tanzania, Tanzanierinnen und Tanzanier nicht auf gleicher Augenhöhe, als gleichberechtigte Partnerinnen und Partner? Warum meinen wir immer, Tanzania helfen, retten, verändern, entwickeln zu müssen?

Meist sind die Partnerschaftsprojekte klassische Geber-Nehmer-Beziehungen, bei der die deutsche Seite die Rolle der Gebenden und die tanzanische Seite die der Nehmenden einnimmt. Dass dabei selten eine gleichberechtigte Partnerschaft entstehen kann, ist nahe liegend. Wenn die gebende Seite nicht schon von vornherein festlegt, was, wie viel und wofür gegeben wird, so kontrolliert sie doch und bestimmt, ob weiterhin gegeben wird. Daraus entstehen hierarchische und paternalistische Beziehungen; Machtverhältnisse.

Oftmals wird entgegen gehalten, dass auch die tanzanische Seite gebe: Herzlichkeit und Gastfreundschaft, strahlende Augen und ein warmes Lächeln; Stolz, Demut und Würde und nicht zuletzt die Fähigkeit, trotz Armut stets fröhlich zu sein. So bekommt jeder seine Rolle zugewiesen.

Diese Projekte sollte man nicht grundsätzlich schlecht reden. Meist ist viel persönliches Engagement dabei und viel guter Wille. Aber leider mangelt es oft an den spezifischen

Kenntnissen der Nord-Süd-Kooperation und es ist auch oft eine ganze Menge neomissionarischer Geist dabei: Man will wieder Fortschritt und Entwicklung nach Afrika tragen!

Tatsächlich entstanden viele der heutigen 'Partnerschaften' aus den Missionsaktivitäten während der Kolonialherrschaft. Nachdem die Legitimität des Missionierens in Frage gestellt wurde, wurden die Missionsbeziehungen in 'Partnerschaften' umbenannt. Doch auch dieses Modell wurde aufgrund der zwischen Paten und 'Patenkind' bestehenden vormundschaftlichen Machtbeziehung kritisiert. Um diese Machtbeziehung aufzubrechen, wurden die Partnerschaften zu Partnerschaften. Zumindest verbal, denn in den realen Verhältnissen änderte sich meist wenig. Dies wird nun durch die Aufrüstung der 'Partnerschaften' zu 'Partnerschaften auf Augenhöhe' weiter geführt. Etwas provozierend formuliert: Letztlich hat sich seit den Missionsaktivitäten in der Praxis kaum etwas geändert. Allein die Etiketten wurden renoviert.

Im Kern geht es bei den meisten 'Partnerschafts'projekten um klassische Entwicklungshilfe, die – in der Regel unbewusst – dem Konzept der 'Nachholenden Entwicklung' der Modernisierungstheorien der 1950er und 60er Jahre folgen. Tanzania und Afrika werden als unterentwickelt charakterisiert, während Deutschland und Europa als das entwickelte Modell angesehen werden. Selbstverständlich werden nicht alle Entwicklungen in Deutschland und Europa dabei als wünschens- und übertragungswert betrachtet – denn etwas Moderne-Kritik und die Idealisierung des angenommenen Vormodernen gehören dazu; Und selbstverständlich wird auf die ausbeuterischen Wirkungen von Kolonialismus und Weltwirtschaft verwiesen. Dennoch: Das vorgegebene Entwicklungsziel wird selten in Frage gestellt.

Um 'Unterentwicklung' und Armut zu überwinden (und das europäische Modell zu erreichen), werden drei Inputs für notwendig gehalten: Kapital, technische Geräte und Bildung. Und um genau diese drei Inputs geht es bei fast allen der so genannten Partnerschaftsprojekte: Man sammelt Geld, man schickt Ausrüstung und man bildet (die Anderen!) aus und fort. Manche dieser Aktivitäten mögen tatsächlich sinnvolle Projekte der Entwicklungszusammenarbeit sein. Doch dann ist es Entwicklungszusammenarbeit – und keine Partnerschaft!

Dass die modernisierungstheoretischen Annahmen unzureichend waren, ist längst bekannt. Und dass viele der unbewusst daran orientierten wohlmeinenden Projekte ihre Probleme haben, ist auch hinlänglich bekannt. Um diese Probleme zu erklären, wird damals wie heute gerne auf die vermeintliche 'afrikanische Mentalität' verwiesen; Afrikanerinnen und Afrikanern sei es aufgrund ihrer vermeintlichen kulturellen Prägung einfach nicht möglich, zielgerichtet zu planen und zu handeln. Das dies nicht nur rassistisch, sondern auch völlig unsinnig ist, erschließt sich jedem, der mit Menschen aus Tanzania (und Deutschland) zusammengearbeitet hat. Hier wie dort findet man Menschen, die planen können und welche, zu deren Talenten dies nicht gehört. Allerdings hört man auch immer wieder Stimmen, die es als Teil ihrer 'Partnerschafts'aktivitäten ansehen, die Mentalität der tanzanischen 'PartnerInnen' zu verändern. Und spätestens da schließt sich der Kreis zum Denken und zu den Bemühungen der frühen Missionare.

Leider werden nicht nur Strukturen in Tanzania als 'unterentwickelt' charakterisiert, sondern auch die Menschen. „Sie sind doch ein bisschen wie unsere Kinder“, sagte eine ältere Dame über 'ihre' PartnerInnen in Tanzania. Eine andere fragte, ob es denn stimme, dass die TanzanierInnen nicht denken und nicht planen könnten, sondern eher so in den Tag hinein lebten. Nach 25 Jahren der „Partnerschaftsarbeit“, nach vielen gescheiterten Projekten, glaube sie dies inzwischen auch. Dass das Scheitern möglicherweise in den Projekten selbst gelegen haben könnte – auf die Idee kam sie nicht. Statt die eigenen Denkweisen und Ansätze selbstkritisch zu hinterfragen, führen sogenannte Partnerschaftsprojekte oftmals zu einer Bestätigung rassistischer Klischees und einer Verfestigung paternalistischer Verhältnisse.

Aber ist das nicht alles völlig egal – solange man Gutes tut und hilft? Über Sinn und Unsinn, Nutzen und Schaden solcher Projekte ist viel diskutiert und geschrieben worden. Eine eindeutige, für alle Projekte gültige Antwort kann es sicherlich nicht geben. Doch die zahlreichen Klagen über nicht funktionierende Projekte, oder über solche Projekte, die nur dann und nur solange funktionieren, wie Entsendete aus Deutschland oder dafür bezahlte TanzanierInnen sie

beaufsichtigen und die – letztendlich rassistischen – Fragen nach den Denk- und Planungsfähigkeiten 'der TanzanierInnen' vermitteln zumindest den Eindruck, dass viele Projekte offensichtlich nicht den beabsichtigten Nutzen bringen.

Wenn die eine Seite die andere entwickeln will, ist das kein partnerschaftliches Verhältnis – sondern Patenschaft. Daher ist es dringend notwendig, für sich zu klären, was für eine Art von Beziehung man mit den Menschen oder Institutionen in Tanzania tatsächlich haben will. Will man tatsächlich eine Partnerschaft, in der es weder 'Entwickelte', Wissende und Helfende, noch 'Unterentwickelte', Unwissende und Hilfsbedürftige gibt? Oder will man professionelle Entwicklungszusammenarbeit (EZ). Dann sollte man sich aber auch fragen, ob man dazu überhaupt in der Lage ist. Nach 50 Jahren EZ weiß man jedenfalls, dass ein großes Herz und viel Mitgefühl dafür nicht ausreichen. Oder geht es um eine Wohltätigkeitsbeziehung, garniert mit ein paar schönen, exotischen Reisen und dem Gefühl – teilweise bis zum Rand der eigenen Erschöpfung – für das Gute zu arbeiten?

Doch wenn man sich tatsächlich entscheidet, weiterhin 'Entwicklungs'projekte zu betreiben, wäre es ratsam, diese kompetent und professionell zu betreiben. In Fortbildungen kann man beispielsweise über Gelingensbedingungen für Projekte lernen. Sinnvoll wäre auch, die eigenen Bilder zu hinterfragen: Welches Afrika/Tanzania-Bild leitet das eigene Handeln? Welches Selbst-Bild? Und welches Bild vom Verhältnis zwischen 'denen' und mir/'uns'?

Und es wäre sicherlich nicht schädlich, zu überlegen, welchem Konzept von 'Entwicklung' man folgen möchte – den veralteten Konzepten der nachholenden Entwicklung, bei der die 'zu entwickelnde' Gesellschaft dem Vorbild der 'entwickelten' Gesellschaft folgt? Oder einem zeitgemäßerem Konzept der nachhaltigen Entwicklung, bei der keine der beiden Gesellschaften als das glänzende Modell gilt und in dem beide gemeinsam erarbeiten, wie ein inter- und intragenerationell gerechtes Zusammenleben auf diesem Planeten erreicht werden kann.

Dies würde die Bereitschaft zum Umdenken und zum Verlernen voraussetzen. Wir müssten viele unserer eingefahrenen Denkmuster und Jahrzehnte alten Überzeugungen in Frage stellen. Aber auch für die PartnerInnen wäre dies eine Herausforderung. Auch dort haben sich in den langen Jahren der Geber-Nehmer-Beziehungen Denk- und Verhaltensmuster etabliert, die sicherlich teilweise auch ganz bequem sind. Existiert dort überhaupt die Bereitschaft, die Spendenpaten und ihre schönen Geschenke als gleichberechtigte PartnerInnen wahr zu nehmen? Hier könnte ein spannender Dialog zwischen Menschen ansetzen, mit einer ernsthaften Auseinandersetzung mit sich selbst, den jeweils 'Anderen' und den sie trennenden und verbindenden Verhältnissen.

Partnerschaften zwischen Menschen, Gruppen, Organisationen und Institutionen in Deutschland und Tanzania bieten die Chance zu neuen, unkonventionellen und innovativen Formen und Inhalten der Nord-Süd-Kooperation. Sie können ein Beispiel geben, dass Kooperation mit PartnerInnen in Afrika nicht automatisch bedeutet, Bilder von Kindern mit großen traurigen Augen zu verbreiten, Spenden zu sammeln und Container mit allerlei Sinnvollem und Sinnlosen zu packen. Vor allem könnte man anerkennen, dass auch wir viel von Tanzanierinnen und Tanzaniern lernen können – jenseits der alten Klischees; dass wir langjährige, gute und gleichberechtigte Freundschaften eingehen können und dass die Menschen in Tanzania auch einfach nur Menschen sind und nicht zu entwickelnde Objekte unserer mitunter etwas selbstgerechten Mildtätigkeit.

Kurt Hirschler ist freiberuflicher Politikwissenschaftler mit Schwerpunkt deutsch-tanzanische Kooperationsbeziehungen und arbeitet in der politischen und inter-/transkulturellen Bildung und Beratung. Schulpartnerschaften sind einer seiner Arbeitsschwerpunkte.